

Rede zur Eröffnung der Ausstellung

Unverklungen

am 18. August 2024 im Overbeck-Museum

gehalten von Dr. Katja Pourshirazi

Sehr geehrte Damen und Herren,

liebe Freundinnen und Freunde des Overbeck-Museums,

liebe Familie von Harsdorf,

Wir ehren mit dieser Ausstellung den Künstler Jobst von Harsdorf zu seinem 100. Geburtstag, und umso schöner ist es, dass heute seine ganze Familie da ist, seine Ehefrau Lotte von Harsdorf und seine drei Töchter Dorothee, Johanne und Anette, die alle selbst entweder bildende Künstlerin oder Musikerin geworden sind, und seine Enkel und Urenkel, von denen einige ebenfalls auf ihre eigene Weise künstlerisch tätig sind. Was für eine besondere Familie!

Gerade sind die letzten Töne dieser wunderbaren Musik verklungen, und jetzt also eine Ausstellung mit dem Titel: „Unverklungen“. Ein ungewöhnliches Wort. Gibt es das überhaupt? Wird und muss nicht alles irgendwann verklingen? Die Musikerinnen und Musiker unter uns wissen es am besten – würden Töne nicht verklingen, wäre Musik ein unerträglicher Lärm der Gleichzeitigkeit. Gerade weil sie nur für den flüchtigen Augenblick besteht, ist Musik so schön.

Mit der bildenden Kunst ist es ein bisschen anders. Sie schafft etwas Bleibendes, etwas, das über die Dauer des Augenblicks hinaus Raum für sich beansprucht, ein Kunstwerk aus Materie, also im Raum, und nicht aus Klang, d.h. in der Zeit. Der bildende Künstler darf hoffen, dass seine Werke ihn überdauern. Dass sie nicht verklingen, so wie sein eigenes Leben verklingt.

Jobst von Harsdorf ist nicht mehr unter uns, aber seine Werke sind es. Und er hat für seine Kunst das wohl dauerhafteste Material von allen gewählt: den Stein. Als Lithograf malte er auf bis zu 10 cm dicken Steinplatten, die so schwer sind, dass sie ab einer gewissen Größe ohne Hilfsmittel gar nicht mehr gehoben werden können. Erst ein langwieriger und aufwendiger Druckvorgang mit der Presse bringt das Bild schließlich vom Stein auf das Papier und erschafft damit die Kunstwerke, die wir heute sehen.

Was mich bei Jobst von Harsdorf immer wieder überrascht und fasziniert, ist die Leichtigkeit seiner Bilder. Gerade weil es sich um Lithografien handelt. Es gibt kein schwereres Material in der Kunst als die gewaltigen Lithografie-Steine, die wieder und wieder bearbeitet, in die Presse gespannt, hin und her gewuchtet werden müssen. Und dann sehen wir die flatternden Tauben auf dem Platz von San Marco und die flirrenden Blätter in den Olivenbäumen auf Kreta. Was ist das für eine Könnerschaft, die ausgerechnet dem schwersten aller Materialien eine solche Leichtigkeit entlockt?

Dieser scheinbare Widerspruch gehört vielleicht zum Leben Jobst von Harsdorfs. Schon als 18jähriger musste er in den Krieg, war kaum älter als 20, als er in Kriegsgefangenschaft geriet. Was für eine Schwere in genau jenen Lebensjahren, die doch zu den leichtesten im Leben zählen sollten! Und doch hat er diese Schwere sein Leben nicht bestimmen lassen. Zielstrebig ging er, als er 1947 aus der Gefangenschaft frei kam, mit kaum 23 Jahren seinen Weg.

Er besuchte Abendkurse im Malen und Zeichnen, lernte in Druckereien und Setzereien das handwerkliche Rüstzeug des Druckens, bevor er sich 1949 an der Akademie der Künste in Stuttgart für ein Grafikstudium einschrieb. Hier lernte er die Kunst als Beruf, und hier lernte er auch das anspruchsvolle Verfahren der Lithografie und brachte es darin zur Meisterschaft.

Die Lithografie war in den 50er Jahren das, was heute das Bildbearbeitungs- oder Grafikprogramm auf dem Computer ist – die Voraussetzung dafür, etwas künstlerisch gestalten und dann in hohen Auflagen drucken zu können. Sie wurde deshalb nicht nur für die freie Kunst genutzt, sondern auch in der Kreativwirtschaft dringend gebraucht: für Werbung, Zeitungen und Zeitschriften, und Buchverlage. Jobst von Harsdorf arbeitete viele Jahre für Verlage, schuf Illustrationen und Buchtitel für zahlreiche wichtige Publikationen der Nachkriegszeit. Schon 1961 übernahm er einen Lehrstuhl für Verlagsgrafik an der Hochschule für Künste in Bremen; seit 1979 und bis zu seiner Emeritierung war er dort als Professor tätig. Das zeigt eine zweite Seite von Jobst von Harsdorf: Er war nicht nur ein leidenschaftlicher Künstler in eigener Werkstatt, er war auch einer, der diese Leidenschaft weitergeben konnte und wollte. Der Freude daran hatte, zu lehren, zu fördern und zu ermutigen. Nicht nur in seinen Werken, auch in seinen zahlreichen Schülerinnen und Schülern ist sein künstlerisches Schaffen bis heute „unverkluungen“.

Wer je einen Lithografen bei der Arbeit gesehen hat, der weiß, dass es kaum etwas Schwereres gibt als die unendliche Geduld und Präzision, mit der jeder Stein in unzähligen Durchgängen behandelt, bemalt, eingewalzt und gereinigt werden muss, und die enorme Sorgfalt, die während jedes einzelnen der vielen Druckvorgänge erforderlich ist, damit die Abzüge die gewünschte Qualität haben und der Stein unter dem gewaltigen Druck der Presse nicht zerbricht.

Die Lithografie ist keine Technik, die man schnell erlernt. Sie ist nichts für Eilige, die schnelle Ergebnisse sehen wollen. Die Lithografie erfordert Disziplin, Durchhaltevermögen und eine gewisse Demut. Lithografen, habe ich den Eindruck, sind bescheidene Künstler. Man sieht dem fertigen Bild die Mühe nicht mehr an, die in dem Verfahren steckt. Nur Experten können die Vielzahl an Arbeitsschritten herauslesen. Es ist wie im Tanz: Die hohe Kunst besteht

darin, dass der Betrachter am Ende nur die Schönheit sieht, die Leichtigkeit – und nicht die Anstrengung, die schwere Arbeit, die diese Schönheit erst hervorgebracht hat.

Belohnt wird der Lithograf damit, dass sich von seinen Werken hohe Auflagen anfertigen lassen, ohne dass ein Qualitätsverlust entsteht. Aber so wie ich Jobst von Harsdorf kenne, ist es nicht diese Belohnung, die er vorrangig gesucht hat. Seine Belohnung bestand vielmehr darin, mit dem Stein gearbeitet zu haben, ihn sich zum Freund, zum Komplizen gemacht zu haben. Die Belohnung besteht in der erfolgreichen Überwindung sämtlicher Tücken dieses schwierigen Materials: darin, dass er die Schwere des Steins – als sei es „ein Leichtes“ – in die Leichtigkeit seiner Bilder verwandeln kann.

Dass ihm das gelingt, macht ihn in meinen Augen beinahe zu einem Zauberer. In manchen seiner Bilder spielt er geradezu mit dem Stein, mit einem Lächeln und Augenzwinkern. Sie sehen es auf unserem Plakatmotiv: Nicht nur die Geige ist hier sein Motiv, sondern auch der Lithografie-Stein selbst. Die Geige wächst aus dem Stein hervor, sie ist halb Zeichnung, halb dreidimensionales Objekt. Hier zeigt Jobst von Harsdorf nicht nur ein Musikinstrument als Motiv, sondern auch den Arbeitsprozess des Lithografen selbst. Der Zeichenstift liegt noch bereit, als hätte der Künstler ihn gerade eben erst beiseitegelegt. Aber die Geige wird schon lebendig, und der Bogen schwebt so perfekt über ihr, dass sein Schatten über die Saiten streicht.

Musik war eine der vielen Inspirationen in Jobst von Harsdorfs Leben. Und nicht die einzige, das sehen Sie an der Vielfalt der hier ausgestellten Werke. Seit den 80er Jahren unternahm er jährliche Studienreisen nach Venedig, die Stadt ist ihm zum Lebensthema geworden, das er in unzähligen Bildern umkreiste. Mit diesen Bildern öffnet er uns die Augen für den Mythos und für

die Gegenwart Venedigs, für die Architektur, das Licht und die unendlichen Spiegelungen, mit denen das Wasser die Stadt reflektiert und verdoppelt. Wir erahnen, dass Venedig auch dem Künstler Jobst von Harsdorf immer neu die Augen geöffnet hat. Er lässt uns Anteil haben daran, wie es war, in dieser Stadt immer neu das Sehen zu lernen.

Eine seltsame Ausweitung seines Innern ward ihm ganz überraschend bewusst, eine Art schweifender Unruhe, ein jugendlich durstiges Verlangen in die Ferne, ein Gefühl, so lebhaft, so neu oder doch so längst entwöhnt und verlernt, dass er, die Hände auf dem Rücken und den Blick am Boden, gefesselt stehen blieb, um die Empfindung auf Wesen und Ziel zu prüfen. Es war Reiselust, nichts weiter; aber wahrhaft als Anfall auftretend und ins Leidenschaftliche, ja bis zur Sinnestäuschung gesteigert. Seine Begierde ward sehend...

So schreibt Thomas Mann in seiner Novelle „Der Tod in Venedig“.

Reiselust, ins Leidenschaftliche gesteigert, und zugleich eine Ausweitung des Inneren, als ob diese Reise gleichermaßen draußen in der Welt und in der eigenen Innenwelt stattfände – dieses Gefühl finde ich Jobst von Harsdorfs Bildern wieder. Nicht nur in den Venedig-Motiven, sondern auch in seinen Bildern aus Griechenland, vom Berg Athos, noch so ein Ort, der Mythos und Realität zugleich ist. Auf Reisen, wohin er die schweren Lithografie-Steine nicht mitnehmen kann, zeichnet Jobst von Harsdorf auf Skizzenblöcken, malt mit Aquarellfarben, arbeitet auf Zinkplatten. Arbeiten tut er auf Reisen immer. „Seine Begierde ward sehend...“, wie es bei Thomas Mann heißt. Und dann hilft es nichts: Dann muss ein Künstler arbeiten.

Der lithografische Stein sichert die Spuren durch den Druck von Linien, Flächen, Lavuren und Strukturen. Hier zu arbeiten, heißt immer: Sich annähern, selten: Ankommen.

Diese Zeilen stammen von Jobst von Harsdorf selbst. Wer ein leidenschaftlich Reisender und zugleich ein Künstler ist, der weiß, dass Ankommen eine Illusion ist. Man ist nie fertig. Wir sind immer unterwegs. Die künstlerische Arbeit ist aber auch: Spurensicherung. Erinnerungsarbeit. Noch heute, im digitalen Zeitalter, sagen wir: Etwas, das nicht vergeht oder nicht vergessen werden darf, sei „in Stein gemeißelt“. Die Arbeit des Künstlers, des Lithografen, schafft Dauer in der Vergänglichkeit. Sie leistet, um mit Christa Wolf zu sprechen, „Widerstand gegen den unaufhaltsamen Verlust von Dasein“. Und der lithografische Druckvorgang, der das zuvor auf den Stein gemalte Bild stets spiegelverkehrt wiedergibt, erzeugt ein Spiegelbild der Wirklichkeit, eine doppelte Reflexion.

Frei und souverän geht Jobst von Harsdorf mit seinen Motiven um. Er bleibt dem Gegenständlichen treu und lässt den Linien doch ihre Autonomie, bis fast zur Abstraktion. Darin drückt sich eine Freiheit aus, die kein Losgelöst-Sein von der Wirklichkeit ist, sondern im Gegenteil eine Wirklichkeitsverbundenheit, eine fast körperlich spürbare Verbindung mit dem realen – auf Reisen vielleicht oft sonnenbeschienenen, warmen, sandigen – Grund und Boden, auf dem diese Werke entstanden sind. Diese Bilder verleugnen die physische Dimension ihres Zustandekommens nicht: das stundenlange Arbeiten auf belebten Plätzen in Venedig oder unter leise raschelnden Olivenbäumen in Griechenland. Und auch Jobst von Harsdorf verleugnete diese Dimension nicht, das weiß ich, weil er einmal schmunzelnd eingestand, das eine oder andere Werk in Venedig oder in der Provence sei „mit viel Wein entstanden“.

Was für mich den Reiz der hier gezeigten Werke ausmacht, ist ihre graphische, zeichnerische Qualität. Die Herrschaft der Linie. Jobst von Harsdorf kann es sich erlauben, auf Mehrfarbigkeit zu verzichten. In seinen Linien ist alles gesagt. Es

ist nicht zu übersehen, dass er kein Interesse daran hat, die Wirklichkeit einfach nur abzubilden. Das wäre zu wenig für jemanden wie ihn, der die Wirklichkeit buchstäblich „durchschaut“ – der durch sie hindurch blicken kann und in allem, was er sieht, Formen und Strukturen erkennt, die zum Wesen von Schönheit gehören.

Sein Blick macht die Wirklichkeit transparent, und wir sehen auf einmal, dass sich dahinter eine zweite Welt auftut, die leichter, freier und dynamischer ist. Häuser verschmelzen mit Bäumen, Tauben flattern auf und scheinen mit ihrem Flügelschlag das Mosaik am Boden gleich mit in die Luft zu heben. Korinthische Säulen lösen sich auf in flirrende Olivenblätter hinein.

Unwillkürlich muss ich beim Anblick dieser Bilder an Ovids „Metamorphosen“ denken – an die Leichtigkeit, mit der Dinge, Menschen und Tiere sich hier verwandeln können in etwas anderes. Alles hängt mit allem zusammen, Grenzen werden unscharf. Unsere Begriffe und Definitionen, mit denen wir glauben, die Wirklichkeit im Griff zu haben, taugen nicht mehr. Wären denn die Säulen ohne die Olivenbäume, oder die Tauben ohne die Kuppeln und Mosaiken überhaupt denkbar? Sind sie nicht ein einziges unteilbares Bild in diesem einen Moment, dessen Spuren Jobst von Harsdorf durch seine künstlerische Arbeit gesichert hat?

Das Schwere ist leicht und das Leichte schwer. Gut lesbar hat Jobst von Harsdorf die Worte Hermann Hesses in eines seiner Bilder hinein geschrieben:

Gib dem Heute, dem Tag, der Stunde, dem Augenblick recht. Das klingt so einfach und ist doch so unendlich schwer. Wie oft geben wir schon aus vollem Herzen dem Augenblick Recht? Wir, die wir immer im Recht sein wollen. Leisten wir nicht ständig Widerstand gegen den Augenblick – gegen das, was er bringt oder nicht bringt, gegen seine Dauer ebenso wie gegen sein

Verstreichen? Mal sind wir ungeduldig, mal nostalгisch, mal gelangweilt, mal gestresst. Selten nehmen wir den Tag, die Stunde, den Augenblick als das was sie sind: unsere Wirklichkeit. Die einzige, die wir haben.

Dem Augenblick Recht zu geben, setzt Demut voraus und die Erkenntnis, dass wir nicht wichtiger sind als das, was uns umgibt. Die Arbeiten von Jobst von Harsdorf verhelfen uns zu dieser Erkenntnis, denn mir scheint, er hat genau das erkannt, gefühlt und künstlerisch umgesetzt.

Es ist keine Spur von Künstler-Eitelkeit in Jobst von Harsdorfs Werk. „*Die Verschiebungen meiner Perspektiven und die Nichtigkeit meiner Vorstellungen. Änderungen täglich. Das ist eine verlässliche Größe*“*, schreibt er. Das ist es, worauf er sich verlassen muss, aber auch verlassen kann: dass tägliche Änderungen notwendig sind, um der Vielfalt der Welt und dem Fluss der Zeit gerecht zu werden. Dass bei aller künstlerischen Meisterschaft die eigenen Vorstellungen nichtig bleiben gegenüber der Größe und Schönheit der Welt. Die Olivenbäume dürfen für sich stehen – porträtiert, wie man einen Menschen porträtieren würde, den man liebt. Sie sind Charaktere, jeder von ihnen einzigartig. Das Flirren ihrer Blätter ist dem Flügelschlag der Tauben verwandt. Wir sehen die Bewegung, mehr noch als das Motiv an sich. Selbst die breiten, knorriigen Stämme lösen sich in Bewegung auf unter dem unablässigen Tänzeln der Blätter.*

Die hier gezeigten Werke umspannen ein ganzes Leben – von abstrakten Arbeiten aus den 60er Jahren bis hin zu späten Bildern aus den 2010er Jahren, als die Kraft für die Lithografie nicht mehr ausreichte und er hauptsächlich aquarellierte. Wenn er jetzt unterwegs war, dann nicht mehr in Venedig oder Griechenland – da musste er seinem gesegneten Alter doch Tribut zahlen. Aber der Künstler in ihm war weiterhin unterwegs, Augen und Geist waren so

reiselustig wie eh und je – etwa im eigenen Garten, im „Lotte-Garten“, wie er ihn nannte, weil seine Frau Lotte ihn so liebevoll angelegt hatte. Auch diese Bilder sind „Reiseberichte“: Reisen durch Blumenbeete, entlang an Blüten und Blättern – zauberhafte, leichte Aquarelle, die auf so wenig Fläche so viel Schönheit einfangen.

Aber auch hier „durchschaut“ der Künstler Jobst von Harsdorf das Gartenmotiv auf etwas Anderes, Größeres hin. Er schreibt:

Der Garten / ist überall / in einer Blüte / in einem Strauß / im Park / in den Oliven / in der Provence / an der Wümme / ganz nah / Arkadien / ist überall

Das sind Worte, die man leicht dahin sagen kann, aber von ihm sind sie glaubwürdig, weil er sein Leben lang ein Reisender war, weil er die Provence ebenso gut kannte wie die Wümme, und die Olivenbäume Griechenlands genauso wie die Eichen in Knoops Park.

Und auch in der Musik ging er auf Reisen. Ließ sich von der Kunst seiner Töchter inspirieren und malte zu Werken von Brahms, Schubert oder Schönberg. In seinen Linien und Farben sehen wir Phrasierungen und Töne, Bogenstriche und Akkorde. Sich in diese Aquarelle zu versenken, ist ein Schauen mit allen Sinnen: Man meint, man könne die Bilder hören und die Musik sehen. Vor unserem „inneren Ohr“ entstehen Töne, jedes Bild hat seine eigene Lautstärke und seine eigene Melodie.

Jobst von Harsdorf wusste, dass es künstlerische Impulse überall dort gibt, wo Schönheit ist, das heißt: wo wir eine Grenze überschreiten. Das muss keine Landesgrenze sein – es kann auch die Grenze zwischen Fantasie und Wirklichkeit sein, zwischen unserem Ich und der Landschaft, die uns umgibt, zwischen Steinen und Pflanzen, zwischen Tönen und Stille, zwischen Ruhe und Bewegung, zwischen Leichtem und Schwerem.

Und so will ich zum Abschluss noch einmal auf den Titel dieser Ausstellung zurückkommen. „Unverklungen“ – das Wort habe ich mir nicht ausgedacht. Es stammt aus einem Gedicht des Lyrikers Paul Celan und kam mir unwillkürlich in den Sinn, als ich diese Ausstellung vorbereitete. Als ich das Gedicht dann noch einmal als Ganzes las, wusste ich auch, warum es mir eingefallen war. Es ist, als spräche Paul Celan hier von der lithografischen Arbeit Jobst von Harsdorfs.

Ich lese Ihnen das Gedicht jetzt vor. Lassen Sie sich nicht einschüchtern, Paul Celan ist auf den ersten Blick manchmal etwas rätselhaft. Es ist ein ganz kurzes Gedicht, ich lese es, dann gebe ich Ihnen ein paar Gedanken dazu mit auf den Weg, und dann lese ich es noch einmal. Sie werden sehen – so rätselhaft ist es gar nicht.

Das Gedicht lautet:

*Was geschah? Der Stein trat aus dem Berge.
Wer erwachte? Du und ich.
Sprache, Sprache. Mit-Stern. Neben-Erde.
Ärmer. Offen. Heimatlich.*

*Wohin gings? Gen Unverklungen.
Mit dem Stein gings, mit uns zwein.
Herz und Herz. Zu schwer befunden.
Schwerer werden. Leichter sein.*

Paul Celan schreibt hier über den Stein als Ursprung von allem, so wie der Stein der Ursprung von Jobst von Harsdorfs Kunst ist. „*Der Stein trat aus dem Berge*“, das ist das erste, was geschieht, so wie auch jeder Lithografie-Stein erst einmal in einem Steinbruch gewonnen und einem Berg oder Felsen entrissen werden muss. Dann aber ist der Stein nicht mehr nur ein totes Gestein, er erwacht zum Leben. Und „*Wer erwachte? Du und ich.*“ Der Künstler, der diesem Stein mit seiner Kunst Leben einhaucht, und wir, die wir die daraus entstandene Kunst

betrachten und uns davon angesprochen fühlen dürfen. Auf einmal gehen wir eine Verbindung, eine Beziehung ein, mit dem Stein, und durch den Stein auch mit anderen Menschen. Der Stein wird warm und lebendig.

Die Kunst – für Paul Celan war es die Sprache, für Jobst von Harsdorf die bildende Kunst – ist eine Welt für sich, die uns begleitet, ein „*Mit-Stern*“, eine „*Neben-Erde*“. Dorthin können wir flüchten, um Trost oder Freiheit zu finden. Die Parallelwelt der Kunst mag sich manchmal „*ärmer*“ anfühlen als die Welt, in der wir leben, denn Kunst braucht Einsamkeit, und in der Einsamkeit fehlen uns die Menschen, die wir lieben, und immer fehlt der Kunst ein kleiner Rest von der prallen, warmen Wirklichkeitshaltigkeit der Welt. Aber die Kunst ist immer für uns da, „*offen, heimatlich.*“

In der Kunst wie auch im Leben sind wir unterwegs, ohne jemals anzukommen, und „*Wohin gings? Gen Unverklungen.*“ Darauf steuern wir zu, auf die Hoffnung, dass etwas von uns bleibt und nicht verklingt, so wie wir heute in den Werken Jobst von Harsdorfs einem Menschen nahe sein dürfen, der nicht mehr unter uns ist. Und wie gelingt das? „*Mit dem Stein gings, mit uns zwein.*“ Indem der Lithografie-Stein eine Verbindung herstellt zwischen uns Menschen, indem er uns in Beziehung bringt. Indem wir einander nah sind, auch in schweren Zeiten, „*Herz und Herz, zu schwer befunden*“, und indem es uns gelingt, all das Schwere in unserem Leben in Leichtigkeit zu verwandeln, so wie Jobst von Harsdorf in seinen Bildern. Das geht nur, wenn wir das Schwere nicht verleugnen, sondern annehmen und begreifen, dass es zum Leben dazugehört. Dann wird es verwandelt: „*Schwerer werden. Leichter sein.*“

Der Gedichtband „*Die Niemandsrose*“ von Paul Celan, aus dem dieses Gedicht stammt, erschien 1963, also etwa zu der Zeit, als auch die frühesten Arbeiten Jobst von Harsdorfs, die wir in dieser Ausstellung zeigen, entstanden sind. Als

habe, ohne dass diese beiden Künstler einander kannten, ein Gespräch stattgefunden, eine indirekte Begegnung, nur durch die Kunst.

Ich lese Ihnen das Gedicht noch einmal vor:

*Was geschah? Der Stein trat aus dem Berge.
Wer erwachte? Du und ich.
Sprache, Sprache. Mit-Stern. Neben-Erde.
Ärmer. Offen. Heimatlich.*

*Wohin gings? Gen Unverklungen.
Mit dem Stein gings, mit uns zwein.
Herz und Herz. Zu schwer befunden.
Schwerer werden. Leichter sein.*

Genießen Sie diese Ausstellung. Lassen Sie es beim Betrachten der Bilder in sich zu, dies „*Schwerer werden. Leichter sein*“. Dann kommen Sie nachher ganz leicht und froh aus der Ausstellung.

Auch Fritz und Hermine Overbeck hätten mit diesen Worten etwas anfangen können. Sie hatten kein leichtes Leben, sie kannten schwere Krankheit und allzu frühen Verlust. Und doch haben sie dem Leben diese strahlenden, sonnendurchfluteten Bilder abgerungen, die Sie in dieser Ausstellung sehen können. Bäume, porträtiert wie einen Menschen, den man liebt – wie bei Jobst von Harsdorf. Die Schönheit des Augenblicks, eine Spurensicherung des Lebens – wie bei Jobst von Harsdorf. Eine dankbare Demut gegenüber der Fülle und der überwältigenden Schönheit der Natur – wie bei Jobst von Harsdorf. In all dem begegnen sich diese Künstler, die wir hier in dieser Ausstellung vereint haben. Sie sind alle nicht mehr am Leben. Aber „*unverklungen*“ sind sie doch.